

Illustrierte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4127. 162. Band. Die Illustrierte Zeitung erscheint alle acht Tage. Bezugspreis für Deutschland monatlich 4 Goldmark, vierteljährlich 12 Goldmark. 17. April 1924.
Einzelpreis dieser Nummer 1 Goldmark. — Für das Ausland vierteljährlich: Ägypten 12 Schilling, Amerika 3 Dollar, Argentinien 6 Pesos, Brasilien 22 Milreis, Bulgarien 260 Lewa, Chile 24 Pesos, Dänemark 12 Kronen, England 12 Schilling, Finnland 80 Mks., Fiume 50 Lire, Griechenland 80 Drachmen, Holland 8 Gulden, Italien 50 Lire, Japan 6 Yen, Jugoslawien 200 Dinar, Mexiko 3 Dollar, Norwegen 12 Kronen, Österreich 150,000 Kronen, Portugal 70 Escudos, Schweden 12 Kronen, Schweiz 18 Franken, Spanien 20 Peseten, Tschechoslowakei 80 Ks., Ungarn 12 Goldmark, zusätzlich Porto. Berechnung der Anzeigen in Goldmark nach Tarif; bei Platzvorschrift taritmäßige Aufschläge.



Illustrirte Zeitung



Zum 200. Geburtstag Immanuel Kants am 22. April: Ältestes Bildnis des großen Philosophen aus dem Jahre 1768.

Nach dem Gemälde von Beder im Besitz der Buchhandlung Gräfe & Unger in Königsberg i. Pr.

Kant und unsere Zeit. / Von Prof. Dr. Walter Rinkel.

Zu Kants 200. Geburtstag am 22. April.

Wenn Goethe einmal äußerte, daß kein Forscher die von Kant angesachte geistige Bewegung ungefragt vernachlässigen könne, so gilt dies im buchstäblichen Sinne auch heute noch. Die Probleme des Lebens häufen sich in unseren Tagen, es ist eine verworrene und dunkle Zeit, in der sich die Menschen gegenseitig nicht mehr zu verstehen scheinen: Staat, Gesellschaft, Religion und Kunst haben alle Festigkeit verloren und scheinen bei unentwegtem Experimentieren fast ihres eigenen Wesens verlustig zu gehen.

Das Tal des Lebens ist wie von schweren Nebeln ganz erfüllt. Strenger als gewöhnlich verschleiert die Zukunft ihr Haupt, und drohender redt sich das Ungewisse empor, dem wir entgegenwandern. Und doch sind solche Zeiten scheinbaren Vergehens und trübseliger Verworrenheit zuweilen von Werbestärken erfüllt, die stärker und gewaltiger sind als die Mächte der in sich geruhigen Epochen der Geschichte. Nur diese Sendboten des künftigen Frühling zu erkennen, ist für uns, die wir noch mitten in den Kämpfen des schneidenden Winters stehen, so schwer.

Die Hingabe an ein Sicheres, allgemein Anerkanntes erleichtert natürlich dem Einzelnen das Dasein. So lebte der Grieche in der Sicherheit des gottgefüllten Diesseits, so trug der Mensch des Mittelalters dem Herrscher im Himmel gläubig sein Herz entgegen. Aber wo finden wir den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, da doch alles Sein um uns wankt und schwankt und Dinge und Menschen wie Schatten vor uns hinwandeln! Es ist begreiflich, daß hier gar mancher sich gern rückwärts wenden möchte, um mit aller Kraft des Geistes und des Herzens verfluchte Formen festzuhalten. Der eine möchte ein erstorbenes Dogma zum Leben erwecken, der andere die politische Bewegung eindämmen oder zurückfluten machen. Aber wenn man etwas mit Gewißheit voraussagen kann, so ist es das, daß alle diese Bestrebungen vergeblich sind. Für unsere Zeit gibt es nur ein Heil, und das liegt in dem Worte Schillers: „Bestimme dich aus dir selbst!“ Mit diesem Satz aber umschrieb Schiller den Inhalt der Kantischen Philosophie.

Es scheint zunächst seltsam, daß wir hier Kant als Führer unserer Zeit aufstellen möchten, da wir doch soeben selbst erklärten, wie so ganz unmöglich dem rauschenden Zukunftsstrom gegenüber, der sich in unsere Gegenwart ergießt, das Bestreben erscheint, vergangene Zeiten wieder heraufzubeschwören. Nun aber sind am 22. April 1924 zweihundert Jahre verflossen, seit Kant der Menschheit geschenkt wurde. Gilt denn das Gesetz des Wandens und Fortschritts für die Wissenschaft und insbesondere für die Philosophie nicht? Ist denn in all dem Geistesringen, das hinter uns liegt, gar nichts gewonnen worden, das auch heute zu bestehen vermöchte? Das kann unmöglich unsere Meinung sein. Das Ewige und Unvergängliche in der Philosophie Kants liegt auch gar nicht in den einzelnen inhaltlichen Lehren seines Systems, aber die Methode, die er der Philosophie geschenkt hat, wird vom Wandel der Zeiten in ihrem Wert nicht berührt. Schon das oben zitierte Schiller-Wort zeigt ja die Wandlungsfähigkeit des Inhalts der Philosophie an. Das „Bestimme dich aus dir selbst“ richtet sich ja gerade gegen die Gegebenheit und Gebundenheit irgendeiner erstarrten Wirklichkeit. Es ist die Ansprache des Geistes an sich selbst, durch die er sich an seine eigene Schöpferkraft erinnert. Und so besteht die Methode und damit der Sinn und das Wesen der Kantischen Philosophie eben darin, die Ursprünge und Quellen alles Seienden immer wieder neu im Boden des Geistes auszugraben. Keineswegs aber ist mit dem genannten Wort gemeint, daß nunmehr die Willkür des Einzelnen, des Individuums auf den Thron erhoben werden soll. Das Selbst, in welchem der Ursprung der Bestimmung liegen soll, ist das Selbst der Menschheit, des menschlichen Kulturbewußtseins und wächst und ändert sich demnach mit diesem. Schon das Wort „Bestimmen“ widerspricht ja der Willkür. Eine Erscheinung ist bestimmt, wenn sie an ein Gesetz gebunden ist.

Nach drei Richtungen hin spricht sich das Bewußtsein der Menschheit in der Wirklichkeit aus: als Wissenschaft, als Sittlichkeit und Religion und als Kunst. Dem entsprechen drei Teile des Systems der Philosophie, wie sie Kant in seinen Hauptwerken, der „Kritik der reinen Vernunft“, der „Kritik der praktischen Vernunft“ und der „Kritik der Urteilskraft“, gegeben hat. Wenn nun die Philosophie die Menschen zur Selbstbesinnung zwingen will, so muß sie nach den Ursprüngen und Voraussetzungen alles menschlichen Lebens, nach jenen drei Richtungen hin forschen. In der Kritik der reinen Vernunft richtet Kant die Frage an die Wissenschaft: Wie ist Wissenschaft der Natur möglich? Welches sind die obersten Bedingungen ihrer Möglichkeit? Sie können nirgends anders gefunden werden als im erkennenden Geiste des Menschen selbst. Die Kepler, Galilei, Newton, die Leibniz, Euler, Lagrange u. a. haben Gesetze des Seins aufgestellt, denen die Erscheinungen der Wirklichkeit unter und über dem Mond folgen. Sie sind dabei von gewissen obersten Begriffen und geistigen Voraussetzungen ausgegangen, ohne die sie ihr System der Natur gar nicht hätten aufstellen können. Die Mathematik wurde zum unentbehrlichen Instrument für die physikalische Forschung. Gelingt es, die verwendeten obersten Grundbegriffe klar herauszustellen, ihre elementaren Wurzeln im erkennenden Geist bloßzulegen, so dürfen wir sicher sein, in ihnen auch die Bausteine des Seins der Natur zu ergreifen. Raum, Zeit, Substanz, Kausalität und andere Begriffe werden nun von Kant als solche Ur-elemente der Erkenntnis und des Seins nachgewiesen. Ohne ihre Hilfe ist Wissenschaft nicht möglich. Nun kann aber im wissenschaftlichen Sinne Natur nichts anderes bedeuten als den Inbegriff aller wissenschaftlichen Gesetze von den Erscheinungen. Beruhen die Gesetze der Natur auf den obengenannten Begriffen, so müssen die Gegenstände der Natur, so muß die Natur selbst auch auf ihnen beruhen. Nun sind Raum, Zeit, Substanz usw., wie wir schon sagten, elementare Gebilde des erkennenden Geistes selbst, so hat denn diese einfache, aber tief schürfende Betrachtung bereits den theoretischen Idealismus, den Idealismus der Natur begründet. „Der Verstand selbst also“, sagt Kant, „schreibt der Natur seine Gesetze vor.“ Welt und Wirklichkeit werden nicht der Willkür des Einzelnen, sondern den allgemeingültigen Gesetzen der Wissenschaft anvertraut. Aber diese Gesetze sind Erzeugnisse des wissenschaftlichen Denkens; sie

sind, wie Plato sagte, Ideen. Daher nennt man diese Weltanschauung Idealismus. Jedoch hat der Begriff der Idee bei Kant noch eine vertiefte Bedeutung erhalten, und er zieht es daher vor, die oben bezeichneten Grundbegriffe mit einem von Aristoteles geprägten Wort „Kategorien“ zu nennen. Kategorie bedeutet, wörtlich übersetzt, zunächst einfach die Aussage. Es ist klar, daß man hier nicht an den sprachlichen Vorgang denken darf, sondern an ihre logische Bedeutung als Bausteine der Naturgesetze.

Nun haben wir früher selbst schon darauf aufmerksam gemacht, wie die Kultur und insbesondere die theoretische Wissenschaft von der Natur nicht stillsteht, sondern ewig fortschreitet. In der Entbehrung Freude so mancher schöner Naturerkenntnisse möchte sich das Aufklärungszeitalter eine Weile in dem Wahne wiegen, von Gott, Natur und allen Dingen überhaupt restlos Rechenschaft ablegen zu können. Ein Christian Wolff vermeinte z. B., in seinem dürren dogmatischen Begriffsnetz die ganze Wirklichkeit der Welt einfangen zu können. Kant zerstörte diesen glücklichen Traum, indem er die Vernunft auf die Grenzen ihrer Endlichkeit aufmerksam machte. Nicht gegeben sind dem Menschen Welt und Wirklichkeit, sondern aufgegeben: er muß sie sich im mühsamen Ringen mit der Problematik des Daseins allmählich erobern und aufbauen. Damit sind wir bei der eigentümlich Kantischen Bedeutung des Wortes Idee angelangt. Die Dinge da draußen, das Ich und meine eigene Seele sind niemals restlos erkannt, und so sehr ich auch durch Forschen und Wirken mich der Erkenntnis ihres Wesens annähern mag, so bleibt doch immer eine Unendlichkeit der Problematik in ihnen zurück, die sich dem forschenden Geist als unendliche Aufgabe gegenüberstellt. Demnach versteht Kant unter der Idee den unendlich fernen Ziel-punkt, dem sich der Geist in der Kulturentwicklung entgegenbewegt. Aber dieser Begriff der Idee wird dadurch nicht zu einem überflüssigen Wahngedächtnis oder einer bloßen Träumerei, sondern er behält grundlegende Bedeutung auf allen Gebieten der Kultur. Die Wissenschaft selbst hätte gar keine Bedeutung und gar keinen Sinn, wenn sie nicht von der Annahme ausginge und die Voraussetzung zugrunde legte, daß die Entwicklung der Vernunft in der Wissenschaft zu einer solchen Einheit des Seins hinstrebe, die zwar nie in endlicher Zeit erreicht wird, der sich aber auch kein teuflischer Widerpruchsgestalt in einem Sein an sich entgegenstellt.

Drei solcher Ideen sind es nun vornehmlich, die entsprechend den drei Richtungen des Kulturbewußtseins, für das System der Philosophie kommen: Die Idee der Welt als eines geordneten Naturganzen in sich, die Idee der Sittlichkeit als eines Kosmos menschlicher Willensgemeinschaft und die Idee des Schönen. Vergift der Mensch z. B., daß die Welt als Ganzes immer nur aufgegeben, niemals gegeben ist, so verstrickt sich seine Vernunft unweigerlich in Widersprüche (Antinomien). Alle dogmatischen Philosophien verfallen diesem Fehler. Da behaupten die einen mit der gleichen Sicherheit, die Welt sei in der Zeit entstanden und im Raume begrenzt, wie die anderen diese Thesen bestreiten. So auch wollen die einen die Unsterblichkeit der Seele beweisen, indem sie sie wie ein endliches Ding, eine unzerstörbare Substanz betrachten, die der Strom der Zeit in das Meer der Ewigkeit trägt. Die anderen aber wissen aus demselben Grunde mit der Unsterblichkeit der Seele keinen vernünftigen Sinn zu verbinden, weil sie ja mit Augen zu sehen glauben, wie alle Dinge der Welt zerstört und wieder neu gebildet werden. Aber Welt und Seele, wir sagten es schon, werden von Kant aus solchen Fesseln befreit und der Erkenntnis und dem Willen des Menschen als ewige Aufgabe vorgestellt.

So wenig nun hierdurch die Gewißheit des Seins in nichts aufgelöst wird, — denn was die Natur und was der Mensch als ein Teil der Natur sei, darüber entscheidet ja gerade nach Kant die Wissenschaft — so wenig geht auch die Sittlichkeit verloren. Indem er aber auch hier zu den Ursprüngen des Sittlichen vorzudringen versucht, wobei er sich die Frage stellt: Wie ist sittliche Gemeinschaft unter den Menschen möglich?, enthüllt sich ihm die Unendlichkeit dieses Problems. Sittlichkeit ist noch nicht wirklich auf Erden, die Idee der Menschheit wächst erst in die Wirklichkeit hinein. Die Forderung der Willensgemeinschaft der Menschen bleibt gleichwohl bestehen, aber eben als Forderung (Imperativ). Die Idee der Menschheit soll wirklich werden, das ist der Sinn und Inhalt des berühmten Kantischen kategorischen Imperativs in seinen verschiedenen Formulierungen. Wenn jeder aufs ernsteste bestrebt ist, an dem Zustandekommen der menschlichen Willensgemeinschaft mitzuarbeiten, dann und nur dann handelt er sittlich. Es bringt keiner die Sittlichkeit als einen angeborenen Schatz mit auf die Welt. Wir müssen uns alle unsere sittliche Persönlichkeit erst erkämpfen und erobern, indem wir uns mit ganzer Seele und mit der ganzen Kraft unseres Willens in den Dienst der Menschheit stellen. So gewinnen wir zugleich mit unserem sittlichen Charakter die Unsterblichkeit unserer Seele durch Wert, Tat und Gedanken, die als Reime in die Zukunft des Menschengeschlechts eingehen. Schon in diesem Leben haben wir keine Realität, sind wir gleichsam nur Schaum und Schatten, wenn wir uns von unseren Mitbrüdern abschließen. Aus der Gemeinschaft stammt Freud und Leid, ihr sind wir daher unser ganzes Selbst schuldig.

Die Liebe zur Menschheit, das innige Mitempfinden mit unseren Brüdern, dies tiefliege Gefühl der Gemeinschaft wird auch zum Ursprung der Kunst. Die Kunst ist die Sprache des Gefühls der Menschenliebe, sie spricht von der Idee der Menschheit, deren der Künstler zwar in seinem Herzen und in seinem Gefühl sicher ist, die aber noch kein Begriff zu ergreifen vermag.

Bliden wir nach diesem kurzen Abriss der Kantischen Philosophie noch einmal auf die Probleme unserer Zeit, so wird es hoffentlich unseren Lesern jetzt bedeutsam genug klar werden, warum wir Geist und Methode der Kantischen Philosophie heute weniger denn je entbehren können. Mögen die politischen Kämpfe, die Regungen des religiös sittlichen Geistes, das Suchen und Sehnen der Künstler, möge alles dies werdende und Wirkende den Hauch der Kantischen Ideenlehre spüren, jener Lehre, die sich zusammenfassen läßt durch das Wort, daß die Menschheit nur in der Gemeinschaft der Menschenliebe ihr eigenes Wesen erkennen und erobern kann!



Kant in seinem Arbeitszimmer in Königsberg. Nach einer Radierung von Heinrich Wolff.



Schloß.



Französische Straße.



Alt-Königsberg.



Am alten Pregel.

Königsberg i. Pr., wo Kant fast sein ganzes Leben (1724—1804) verbrachte, in seiner heutigen Gestalt.

Nach Radierungen von Eduard Binder.

(Mit Genehmigung des Kunstverlags Gebrüder Schniger, Berlin.)

Kants Beziehungen zu Königsberg. / Von Dr. Erich Jenisch.

Kants ganzes Leben hat sich bekanntlich in seiner Geburtsstadt Königsberg und deren näherer Umgebung abgespielt. Im Hause seiner Eltern herrschten pietistische Frömmigkeit und Rechtsschaffenheit. Der Führer der ostpreussischen Pietisten, dessen Bibel- und Gebetsstunden die Mutter eifrig besuchte, war auch der Leiter derjenigen Schule, der Kant acht Jahre hindurch angehörte. Das Friedrichskollegium, die „Pietisten-Schule“, wie der Volksmund es nannte, war nach dem Vorbilde der Grandschulen Erziehungsanstalten in Halle eingerichtet. Nicht Geistesbildung im modernen Sinne, sondern Erziehung zu christlicher Lebensführung war die bestimmende Idee der Schule. Häufige Gebete und Andachten, Erweckungsstunden und Vorbereitungen zum würdigen Genuß des Abendmahles sollten in den Zöglingen die christliche Gesinnung ausbilden und stärken. Die Bibel war das wichtigste Buch des Unterrichts; Griechisch wurde am Neuen Testament gelehrt, und auch die Geschichte knüpfte an das Alte Testament an. Wenn Kant später auch die Religion auf die Moral und nicht auf das gefühlshafte Gotteserlebnis gründet, so zeigt doch seine Religionsphilosophie in mancher Hinsicht die Nachwirkung dieser pietistischen Frömmigkeit.

Man hat Kant seine Herkunft aus einem einfachen Handwerkerhause — sein Vater war Sattlermeister — nicht angemerkt. Der Verkehr mit dem ostpreussischen Adel, mit dem er als Hauslehrer in Berührung kam, gab ihm jene feinen äußeren Lebensformen, die aus dem schlichten Handwerkerlohn den eleganten Magister machten, als den ihn seine Freunde schildern. In den größten und vornehmsten Gesellschaften zeigte er sich nie verlegen, vielmehr war sein Benehmen von weltmännischer Sicherheit und Leichtigkeit. Mit den Damen wußte er sich auf das gefälligste zu unterhalten. Sein feiner Wit, seine Liebenswürdigkeit, seine Neigung zur Satire machten seine Tischgespräche so anziehend und geistvoll, daß man in ihm nicht den tief abstrakten Denker vermutet hätte, dessen Werke eine solche Revolution in der Philosophie hervorbrachten.

Die Vorlesungen Kants, besonders die über Anthropologie und Physische Geographie, die der „Weltkenntnis“ wegen populär gehalten waren, zeigten mehr als die eigentlich philosophischen den geistreichen Kant. Sie wurden deshalb nicht nur von Studenten, sondern auch von höheren Beamten und gebildeten Kaufleuten besucht. Oft waren sie so überfüllt, daß die Zuhörer nicht mehr im Hörsaal Platz hatten, sondern auch ein Nebenzimmer und den Hausflur anfüllten. Kant sprach leise und war nur bei größter Stille zu verstehen. Er pflegte hinter einem niedrigen Katheder zu sitzen, doch so, daß ihn alle seine Hörer sehen konnten. Gewöhnlich blickte er einen in seiner Nähe Sitzenden starr an, und dabei konnte ihn die geringste Unordnung am Anzuge, wie ein fehlender Knopf, aber auch mobile Freiheiten, wie der freie Hals und das lose über Stirn und Nacken hängende Haar der „geniemäßigen“ Tracht, oft stören und zerstreuen. Seine Antrittsvorlesung hielt Kant in dem Hause Professor Kypkes, bei dem er damals wohnte; später las er in dem Hörsaal seines eigenen Hauses, so daß es ungewiß ist, ob er seine Vorlesungen jemals in der alten, malerisch zwischen Pregel und Dom gelegenen Universität abgehalten hat.

Kant wohnte als Magister in der Nähe der Universität, in der Magisterstraße. Doch störte ihn, der gegen Geräusche überhaupt sehr empfindlich gewesen zu sein scheint, der Lärm der Schiffe auf dem nahen Pregel. Schließlich soll ihn das Krähen eines Hahnes aus dieser Wohnung vertrieben haben. Er versuchte zwar zunächst, das Tier seinem Nachbarn abzukufen, doch gab es dieser nicht her, weil er nicht einsah, wie ein Hahn einen Weisen stören könne.

Im Jahre 1783 erwarb Kant ein eigenes Haus in der Nähe des Schlosses. Es lag in einer Nebenstraße, durch die nur selten ein Wagen fuhr, der bisherigen Prinzessin- oder, wie sie seit wenigen Tagen heißt, der Kant-Straße. Bis zu seinem Tode hat er es bewohnt, dann ging es in fremde Hände über und wurde ein Gasthaus für Billard- und

Regelspieler. Heute erinnert nur eine Gedenktafel an einem großen Geschäftshause an die Stelle, wo das Haus des Philosophen einst stand. Es mußte 1893 abgebrochen werden, weil es dem Verkehr hinderlich geworden war. Die Einrichtung des Hauses ist uns aus Berichten von Zeitgenossen ziemlich genau bekannt. Im Erdgeschoß befand sich links der Hörsaal, rechts die Wohnung der Köchin und dahinter die Küche. Im ersten Stockwerk lagen ein großes Speisezimmer, die Bibliothek, das Schlafzimmer, Kants Studierstube und ein kleines Visitenzimmer. Das Schlafzimmer ließ Kant nie heizen, auch hielt er in ihm aus Furcht vor Angezieser die Fenster stets geschlossen und verhängt. Sein Studierzimmer hatte eine freie, schöne Aussicht über die Gärten, die in dem alten Schloßgraben angelegt waren. Kant wäre mit dem Zimmer noch zufriedener gewesen, wenn er im Sommer die Fenster hätte öffnen können. Doch daran hinderte ihn der unaufhörliche Gesang der Gefangenen in der nahen Schloßvogtei, die zu ihrer Erweckung und Besserung geistliche Lieder singen mußten. Die Ausstattung seiner Zimmer war sehr einfach; seine Studierstube enthielt außer seinem Schreibtisch nur eine Kommode und zwei Tische, die mit Schriften und Büchern bedeckt waren. An der Wand hing ein Bild Rousseaus.

Zu dem Hause gehörte ein kleiner Garten, doch hielt sich Kant nie in ihm auf, seit einmal Sträßenjungen Steine über den Zaun geworfen hatten. Als Kant am 12. Februar 1804 gestorben war, wurde er im Speisezimmer aufgebahrt. In den nächsten Tagen wanderten viele, Vornehme und Geringe, nach dem kleinen Hause, um den berühmten Philosophen noch einmal zu sehen. Sein Haupt ruhte auf einem Kissen, das ihm einst Studenten mit einem Huldigungsgebiß überreicht hatten. Zu seinen Füßen waren von einem Unbekannten Verse mit der Überschrift „Den Manen Kants“ niedergelegt worden.

Sechzehn Tage blieb der Leichnam über der Erde — er konnte es, weil er ungewöhnlich abgezehrt und dürr war — erst am 28. Februar fand die feierliche Beisetzung statt. Nach einer Trauerfeier im Dom wurde Kant in dem „Professorengewölbe“ beerdigt, einer Arkadenhalle an der Außenseite der Kirche, gegenüber der alten Universität. Doch seine Gebeine sollten keine Ruhe finden. Nach wenigen Jahren schon wurde das Gewölbe als Wandelhalle für Professoren und Studenten in Gebrauch genommen, die den Namen „Stoa Kantiana“ erhielt. Die Gebeine des Denkers wurden an ihrem östlichen Ende beigelegt; ein Eisengitter schloß die Grabstätte, die mit der Hagemannschen Kant-Büste geschmückt war, gegen den übrigen Teil der Halle ab. Mit einer Rede Herbars, des damaligen Rektors der Albertina, wurde die neue Grabstätte am 22. April 1810, dem Geburtstage Kants, feierlich eingeweiht. Doch auch an dieser Stätte sollte Kant nicht lange ruhen. Die Halle verfiel sehr bald. Kuchenhändlerinnen, die ihre Waren an die Studenten verkauften, wählten sie zu ihrem Standort, auch wird später erwähnt, daß sie Gefindel zum nächtlichen Aufenthalt diente. Im Jahre 1880 wurde am Ostende der Kanthalle eine schlichte gotische Kapelle aufgeführt, die den alten Namen „Stoa Kantiana“ behielt. Raffaels „Schule von Athen“ und vor ihr die Büste Kants bildeten ihren einzigen Schmuck. Doch auch dieses Gebäude wurde bald baufällig und drohte in den letzten Jahren einzustürzen. Im Jahre 1923 wurde es abgebrochen, um einem neuen Grabmal Platz zu machen, das bei den großen Kant-Festlichkeiten zu seinem zweihundertsten Geburtstag eingeweiht werden soll.

Seine Heimatstadt hat die wenigen Erinnerungszeichen an ihren größten Sohn in dem Kant-Zimmer der alten Universität zusammengetragen; viel ist es nicht, was der Nachwelt erhalten blieb. Doch Kants Geist wirkt heute noch, und nicht nur als bewegende Kraft, im philosophischen Denken fort; er hat sich als eine Lebensmacht erwiesen, die unsere gesamte Kultur durchdrungen und geformt hat — als der Gegenpol zu der zweiten großen Form deutschen Geistes, die in Weimar in der Gestalt Goethes ihren überragenden Ausdruck gefunden hat.



Kants Wohnhaus im Jahre 1844.



Die alte Universität aus der Zeit Kants, die jetzige Stadtbibliothek, vom Pregel aus gesehen. Im Hintergrund der Dom.



Kants Grabstätte, die Stoa Kantiana, am Dom, die abgebrochen worden ist, um einem neuen Grabmal für Kant Platz zu machen, das an seinem Geburtstag eingeweiht werden soll.

Kant = Stätten in Königsberg i. Pr.

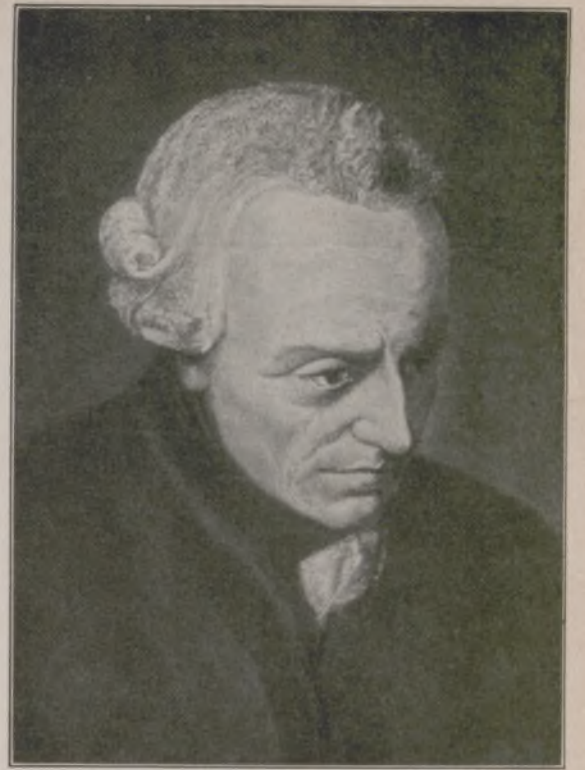
Nach photographischen Aufnahmen von Hospbot. Kühlewindt in Königsberg.

Wie sah Kant aus?

Von Dr. R. H. Clasen.



Zeichnung der Gräfin von Keyserling, um 1755. (Schloß Rautenburg in Ostpreußen.)



Gemälde von unbekannter Hand, um 1790. (Königsberg, Kant-Zimmer.)



Miniatur von Sennewaldt, 1786. (Schloß Schlobitten in Ostpreußen.)

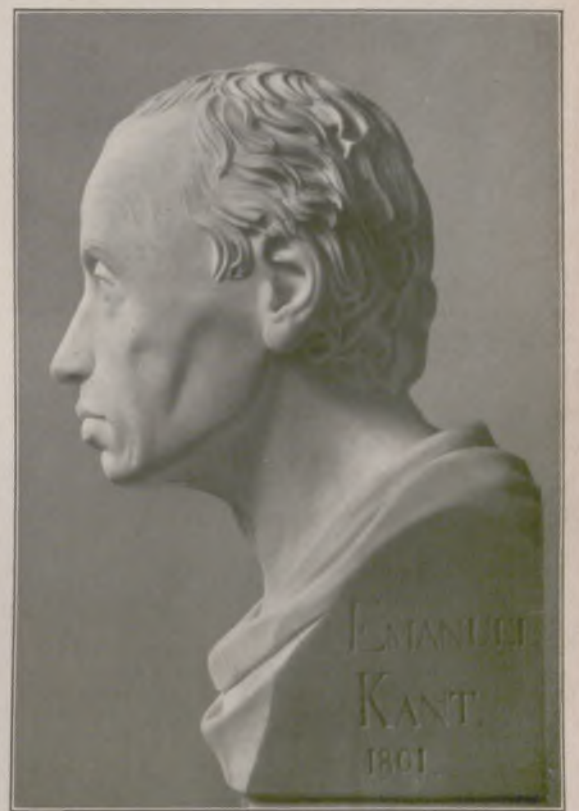
Über die körperliche Erscheinung des großen Königsberger Philosophen unterrichten uns die liebevollen Schilderungen seiner Freunde und die nicht unbeträchtliche Anzahl der zeitgenössischen Bildnisse so eingehend, daß es nicht schwerfällt, eine deutliche Vorstellung von seinem Aussehen zu gewinnen. Doch bleibt dabei zu berücksichtigen, daß Kant in den einzelnen Abschnitten seines langen Lebens ganz verschieden ausgesehen hat, und daß die abweichenden Berichte keine Widersprüche bedeuten, sondern auf dieser Tatsache beruhen. Wir müssen den jungen Kant, den „eleganten Magister“, wie man ihn nannte, von dem Kant der reifsten Mannesjahre, dem Verfasser der Hauptwerke seiner Philosophie, unterscheiden und diesen wiederum von dem altersschwachen Greis, der seine geistigen und körperlichen Kräfte bereits stark eingebüßt hatte.

Von der Jugendererscheinung Kants rühmen seine Zeitgenossen ein „schönes, volles und lebhaftes Ansehen“, und an anderer Stelle wird berichtet: Gestalt und Ansehen seien „sehr angenehm und fein“ gewesen. Wir besitzen aus dieser frühen Epoche seines Lebens zwei Bildnisse. Das älteste Porträt Kants ist eine Kreidezeichnung, die um das Jahr 1755 herum von der Gräfin Karoline Charlotte Amalie von Keyserling angefertigt wurde, in deren Hause sich Kant wahrscheinlich einige Zeit als Hauslehrer aufhielt und auch später noch freundschaftlich verkehrte. Das großformatige Blatt zeigt einen recht jugendlich wirkenden Menschen mit großer, beherrschender Stirn, weiten, in die Ferne gerichteten Augen, gerader Nase, dünnem,



Miniatur von Bernet, um 1795. (Königsberg, Kant-Zimmer.)

Stich von Bause, nach einer Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld, 1789.



Die neueste Büste von Barbou, 1798. (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.) Zeichnung von Vuttrich, 1798. (Königsberg, Kant-Zimmer.)

Büste von Hagemann, 1801. (Hamburg, Kunsthalle.)

Bildnisse Kants aus verschiedenen Lebenszeiten.

verkniffenem Mund und schmalem Kinn. Es liegt noch etwas Unentwickeltes in dieser Erscheinung, aber große Fähigkeiten glaubt man hinter dieser mächtig wirkenden Stirn- und Augenpartie schlummern zu sehen.

Das zweite Bildnis aus der Frühzeit, ein Gemälde von dem Königsberger Maler Beder, das in mehreren Exemplaren vorkommt, entstand 13 Jahre später. Kant war damals immerhin schon 44 Jahre alt. Sein geistiges Wesen reifte inzwischen aus, während sein körperliches Aussehen sich nicht allzusehr veränderte. Stirn, Augen und Nase haben die gleiche eindrucksvolle Wirkung wie auf der Zeichnung, der Mund ist nicht mehr so verkniffen, das Gesicht zeigt vollere Formen. Die Gesamthaltung und der feine, schmale Kopf machen durchaus begreiflich, weshalb man den Philosophen einen „eleganten Magister“ nannte. Es liegt in dem stillbergeistigten Gesicht etwas außerordentlich Vornehmes.

Nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ im Jahre 1781 setzte erst die eigentliche Berühmtheit Kants ein. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß alle übrigen erhaltenen Porträts nach diesem Zeitpunkt entstanden. Auch den Beschreibungen der Zeitgenossen schwebt meist das Aussehen vor, das ihn nach seinem 57. Lebensjahr charakterisierte. Man ist immer noch darüber einig, daß seine Gesichtszüge eine angenehme Bildung und viel „Rede und Ausdruck“ besaßen. Es wird „sein tiefestes Gesicht, sein zur Seite etwas gekrümmter Kopf“ erwähnt. Schnorr von Carolsfeld, der ihn 1789 zeichnete, bezeugt die ungleiche Bildung der beiden Gesichtshälften, die sich auch aus den Bildnissen belegen läßt. Die stärkste Wirkung muß immer das Auge ausgeübt haben, auf dessen göttliche Leuchtkraft von einem Zeitgenossen ein wahrer Hymnus gesungen wird.

Die Bildnisdarstellungen aus der Hauptlebenszeit Kants, namentlich aus dem 6. Jahrzehnt seines Lebens, sind besonders zahlreich. Sie zeigen alle einen recht rüstigen Mann, an dem sich Alterserscheinungen noch kaum bemerkbar machen. Die „Feinheit“ und die „angenehme Bildung“ des Gesichtes bleiben auch jetzt noch vorherrschend, obwohl zweifellos derbere Züge bemerkbar werden. Die „Eleganz“ der Erscheinung findet keine Betonung mehr, aber die Gesamthaltung behält durchaus etwas Zierliches und Sorgfames. Im Jahre 1782 fertigte sein Freund Collin ein kleines, weitverbreitetes Relief von ihm an, das sein damaliges Aussehen in der geschilderten Weise recht treffend zum Ausdruck bringt. Mit größerer Geste und stärkerer Betonung des Geistigen hat ihn 1791 Döbler auf einem kleinen Gemälde geschildert, das mit zu den bekanntesten Darstellungen des Philosophen gehört. In einfacherer Auffassung lernen wir ihn auf der erwähnten Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld und auf einer Miniatur von Senewaldt kennen. Schnorrs Zeichnung von 1789 wurde oft als Vorlage zu Stichen benutzt, von denen der Stich Bauses der bedeutendste ist. Fremd anmutende Züge bilden in Schnorrs Auffassung die zu starke Wölbung der Stirn und die fast wagerecht verlaufende Kinnlinie. Letztere kommt auf dem Porträt von Senewaldt vom Jahre 1786 nicht vor, und Schnorr spricht selbst in seiner Lebensbeschreibung von dem „charakteristischen Dreieck“ der Gesichtsförmigkeit, das auch noch durch andere Bildnisse bestätigt wird. Beide Darstellungen zeigen im übrigen bekannte Formen: das große Auge, die gerade, schlanke Nase und das kleine Kinn. Der Mund wölbt sich jetzt etwas vor, eine Erscheinung, die in der Folgezeit immer stärker wird. Ein nicht näher datierbares Gemälde, das aber zweifellos in diese Zeit gehört und etwa um



Kant beim Spaziergang am Pregel in Königsberg. Nach einer Originalithographie von Heinrich Wolff.

1790 herum entstanden sein mag, tauchte vor einigen Jahren im Dresdener Kunsthandel auf. Es zeigt Kant in einer zunächst etwas ungewöhnlichen Auffassung. Aber die Einzelheiten: Stirn, Augen, Nase usw., stimmen doch bei eingehendem Vergleich mit anderen Bildnissen durchaus überein. Hier wird im Gegensatz zu sonstigen Porträts wieder einmal stärker der Denker betont.

Neue Momente enthält dann die Miniatur von Bernet, von der zahlreiche Exemplare zwischen den Jahren 1792 und 1795 nach einem nicht mehr nachweisbaren Original vom Künstler selbst hergestellt wurden. Das Gesicht ist faltiger geworden, die Backenknochen treten noch stärker hervor als auf den Bildern von Schnorr und Senewaldt. Von der Nase geht eine tiefe Falte, die schon auf dem Gemälde stark hervortrat, zum Mundwinkel. Die Nase erscheint knochiger, und als besonders auffälliges Merkmal tritt die hängende Unterlippe auf. Nur die großen Augen, allerdings faltig umlagert, mit ihrer leuchtenden Kraft und die geschwungenen Augenbrauen blieben fast unverändert. Auf das Geistige hat die Auffassung Bernets nur wenig Rücksicht genommen.

Der Verfall des Philosophen scheint sich nun ziemlich schnell vollzogen zu haben. Aus dem Jahre 1798 besitzen wir eine Silhouettenzeichnung von Puttrich in ganzer Figur, die bereits eine starke Rückgratverkrümmung zeigt. Auch die Zeitgenossen schildern seinen schwächlichen, dünnen Körper, seine eingefallene Brust und seinen gewölbten Rücken. Zwei Büsten aus dieser Verfallsepoche sind uns überliefert worden. Die eine, von dem Berliner Bildhauer Barbois 1798 hergestellt, wurde kürzlich erst

entdeckt. Das Gesicht wirkt allerdings etwas rundlich, obwohl die einzelnen Züge schon stark erschlafft sind. Das geistige Leben beginnt zu verlöschen. Noch stärker drückt diese Tatsache die Büste von dem Schadow'schüler Hagemann vom Jahre 1801 aus. Hier ist nur noch die fast verfallene äußere Form der einstigen Geisteskraft dargestellt. Die Schädelknochen drücken sich überall durch, nur schlaff von der Haut bedeckt. Die Unterlippe hängt vor. Leider ist die Alterserscheinung Kants, wohl weil damals erst die monumentaleren Bildwerke entstanden, am stärksten in die allgemeine Vorstellung eingegangen.

Wichtige Dokumente zur Kenntnis des Kantischen Kopftypus bilden auch Totenmaske und Schädel. Die Totenmaske wurde auf dem Totenbett vom ganzen Kopfe abgeformt. Sie zeigt deutlich neben der mächtigen Schädelbildung mit außergewöhnlicher Stirnhöhe die ungleichen Formen der beiden Gesichtshälften. Die welke Haut liegt dünn über den klar heraustretenden Knochen und spannt sich verzerrend über den einzigen Zahn, der Kant noch geblieben war; 1880 grub man die Gebeine des Philosophen aus und fand am Schädel alle bekannten Erscheinungen noch einmal bestätigt.

Erst mehrere Jahrzehnte nach dem Tode Kants wurde ihm das erste größere, öffentliche Denkmal errichtet, und zwar war dies die Statue von Rauch am Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Später wiederholte der Bildhauer dieselbe Statue mit einigen Änderungen noch einmal für Königsberg. Für die ganze Gestalt diente ihm die Silhouette von Puttrich, für den Kopf die Büste von Hagemann zum Vorbild. Diese Auffassung von Rauch ist wohl zur verbreitetsten Vorstellung vom Aussehen Kants geworden.

Vom Verfasser erschien im Verlage von Gröbe & Anger in Königsberg in Mappenform eine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung sämtlicher Kantbildnisse nach dem Leben mit zahlreichen farbigen und schwarzen Lichtdrucken.

Frühling am Schwäbischen Meer. / Von Karl Alfred Langer-Reuth.

Man schreibt Sonntag Valmarum.

Die großen schwingenden Gloden im Gestühl des altherwürdigen Münsters zu Konstanz läuten und rufen die fromme Gemeinde zum Hochamt. Festtagsfroh zittern sie über die sonnenglastigen Ziegeldächer der alten Bischofsstadt.

Nun antwortet drüben von der Sübfüste der ebernen Münsterstimme das lieblich klingende Glöcklein eines schwäbischen Klosterkirchleins . . . und weiter aus bußiger Ferne steigt von den olivfarbenen helvetischen Hängen träumerisch weicher, hell singender Glodenklang wie leiser, zarter Hauch hinab ins Tal, fingert über die silbriggrünen Bodenseefluten und verfängt sich schließlich in dem Geäst riesiger Ulmen und Pappeln am Gestade, die mit ihren neu sich schürzenden Armen in das lenzliche Saphirblau des Himmels greifen.

Dem Rufe der Gloden folgend, eilen fromme, altnodisch gekleidete Leutelein und sonntäglich steif aufgeputzte Kinder durch die konstanzischen Strassen und Gassen zur Andacht. Durch die offene münsterliche Pforte bebt das vielstimmige Präludium der Orgel. Die hohen Altarlichter neben dem roten Lämplein flackern und zittern durch das Zwielflicht der weihrauchgefüllten, heiligen Stätte . . .

Draußen am Bodensee lacht der Frühling.

Helle Sonnenstrahlen zittern über grüne Rasenflächen, aus deren regenbogigbunten Blumenbeeten die hübschen Kelche der ersten Frühlingsblüten lächeln. Dazwischen reden sich umbastete, gluterlösungslehrende Rosenstöcke empor. Bestehend hat sich das erste Zartgrün ihrer feinen Triebe an den bornigen Zweiglein hervorgestoben und guckt beinahe beschämend in das östliche Sprießen — doch noch nicht sind die Tage der Rosen! Schwarzgrüne Koniferen wippen verlegen mit ihren weitausladenden Nadelbüscheln, durch die zirpende Blauweissen gewürmsuchend feilschängern. Überall Blüten und Grün. Die Kastanien, welche die Hasenbänke beschatten, neigen ihre breiten Äste mit den großen Blättern weit herab. Ihre jung aufgesteckten Blütenkerzen leuchten munter durch das frische Blättergrün; harziger Saft tropft aus den schwellenden Knospen. Der ungezogene Morgenwind hat einige Blüten herabgeschüttelt — nun treiben sie auf den kristallklaren Bodenseefluten, die gleichmäßig rhythmisch an die Steinböschung schlagen, zu unzähligen Schaumfäden sich vereinigend. Aus dem silbrig glänzenden Wellenspiel, das wie eine sonnenbeschienene Glascheibe glitzert, springen übermütige Fischlein ans Sonnenlicht.

In kobaltblau schimmernder Weite reißt sich die schwyzlerländische Alpenkette mit dem schneehäuptigen Vater Cäntis an der Spitze, dessen lilienrein glänzendes Schneebüschel in der Sonne aufleuchtet. Am äußeren Flügel halten die algaüfischen und die tirolischen Alpen mit ihren Hörnern und silbernen Schneewasserfällen Wacht. Kühn durchschneiden ihre vielzadigen Felsenhäupter die feine Seide des morgenblauen Himmelsblaus. Sonnenbestrahlte Hüttenfenster blitzen von blumigen Matten herab, und irgendwo schiedt ein lustiger Geißhirt einen fröhlichen Juchzer durch die feierliche Festtagsstille. Es ist himmlisch, in dieser Ruhe und Abgeschiedenheit von Großstadtlärm zu sitzen, dem Treiben der gleich leichten Federbällen übers Wasser gleitenden trachzenden Möwenschar zuzuschauen, aus der Fülle göttlicher Pracht zu trinken und der Stimme der Natur zu lauschen.

In farbenzarter Ferne zeichnet sich ein schwarzgrauer, hochsteigender Strich in das matte Berggebilde — der Rauch eines punktleinen Schiffchens, welches, immer näher rüdend, dem Hafen zustrebt. Nun macht das vorarlbergische Dampfschiff „Maria Theresia“, welches beim Morgenrot den bregenzischen Hafen verlassen hat, eine Schwengung — die Schiffsglocke schellt — lauttrauschend graben sich die Radschaulen in die weißschäumenden Fluten, und in zwischenräumlichen Intervallen klatscht das weite Ausmaß der nun aufgeregten, wogenden Wasser an die blankelede Ufersteinböschung. Das Schiff legt an. Eine weiße Möwenwolke hat es, Futter heischend, bereits draußen auf offener See eingebolt. Im Kampfe ums Dasein umkreisen die kleinen Federkörperchen die rauchspeiende Arche.

Aus den vermorschten, grauen Bretterwänden des Konziliums glitzern sonnenblanke Fenstercheiben über junggrünende Baumkronen; jene Fenster, hinter denen einst in bewegten Verhandlungen kirchengeschichtlich bedeutsame Beschlüsse gefaßt wurden. Jahrhundert- und sturmburchobte Zeiten sind vergangen, und viel Wasser ist schon den jungen Rheinstrom herunter in den Bodensee gestossen — das alte Konziliumgebäude steht aber noch, steht mitten im Frühlingsblüten und Grünen, umwoben von dunklen, erinnerungsreichen Esuranten. Unter dem Dachfirste bauen sich zur minniglichen Maienzeit die Schwalben ihr Nest.

Durch die biden Mauern des Münsters aber bringen die Hallelujas und der feierliche Lobgesang frommer Gläubiger.

Gloria in excelsis Deo . . .